

Als kleine Hilfe für das Verständnis unseres heutigen Evangeliums hat uns der Evangelist eine Reihe von Hinweisen in seinen Text eingebaut, die sich lohnen, genau wahrgenommen zu werden.

Das beginnt schon mit dem Ort. „Jesus stieg auf einen Berg und setzte sich dort mit seinen Jüngern nieder.“ (V 3) Dass dies bewusst an Mose erinnert, der den Israeliten das Wort und den Willen Gottes vermittelt hat, bestätigt auch die Feststellung der Menschen am Ende des Evangeliums: „Das ist wirklich der Prophet, der in die Welt kommen soll.“ (V 14) Diese Erwartung eines besonderen Propheten, des Messias, geht zurück auf eine Stelle im Buch Deuteronomium, wo Mose an das Wort Gottes vom Horeb erinnert: „Einen Propheten wie dich will ich ihnen mitten unter ihren Brüdern erstehen lassen. Ich will ihm meine Worte in den Mund legen und er wird ihnen alles sagen, was ich ihm gebiete.“ (Dtn 18,18)

Dass die Leute so deutlich an Mose erinnert werden, das hängt nicht zuletzt auch damit zusammen, dass dieser angekündigte Prophet, dass der Messias als neuer Mose sich unter anderem auch dadurch auszeichnet, dass er – genau wie auch Mose durch das Manna – die hungernden Menschen nährt mit Brot vom Himmel.

Zu dieser Mose-Verbindung gehört jetzt auch ein weiterer Hinweis: „Das Pascha, das Fest der Juden, war nahe.“ (V 4) Dieses Mahl damals, unmittelbar vor dem Auszug aus Ägypten, begann mit einer Demonstration: „Man nehme etwas von dem Blut und bestreiche damit die beiden Türpfosten und den Türsturz an den Häusern...“ (Ex 12,7) Weil nach jüdischen Verständnis Blut das Leben bedeutet, ist es verboten, Blut zu sich zu nehmen, denn es gehört ausschließlich Gott. Er ist der Eigentümer allen Lebens. Das Blut an den Türpfosten ist damit ein Bekenntnis zu Gott als dem alleinigen Eigentümer des Lebens, und so ein Unterscheidungsmerkmal gegenüber allen anderen Völkern.

Doch da ist auch noch etwas anderes, das in diesem Zusammenhang unbedingt auch wahrgenommen werden muss: Weil Gott allein das Leben gehört, trägt er dafür auch die Verantwortung; gerade aus dieser Verantwortung heraus befreit er das Volk, das ihm gehört, aus der Sklaverei. Aus dem Wissen um diese Verantwortung des Eigentümers erwächst auch ein einzigartiges Vertrauen und wird so zum Fundament einer völlig neuen Beziehung zu Gott.

Genau um dieses Fundament geht es heute auch im Evangelium. Zunächst testet Jesus dieses Vertrauen bei Philippus. Doch der reagiert ganz logisch: „Wie sollen wir Brot kaufen, damit diese Leute zu essen haben?“ (V 5) Philippus kalkuliert exakt die realen Möglichkeiten durch und stellt fest, dass dieses Problem gar nicht lösbar ist. Was er bei seiner Kalkulation allerdings vergessen hat, das ist genau diese Tatsache, dass Gott als der Eigentümer auch jetzt der eigentlich Verantwortliche für sein Volk ist.

Hier wäre jetzt die ganze Geschichte zu Ende, wenn da nicht dieser „kleine Junge“ mit seinen fünf Gerstenbrot und zwei Fischen ins Spiel käme. Der demonstriert exakt das Gegenteil, ein gigantisches Vertrauen. Er ist nämlich nicht etwa bereit, sein Essen mit Jesus oder mit einem seiner Apostel zu teilen, was allein schon sehr großzügig gewesen wäre; nein, er gibt einfach alles her, was er hat. Er denkt gar nicht daran, dass er dabei vielleicht auch zu kurz kommen könnte. Er vertraut einfach darauf, dass das schon irgendwie gut gehen wird.

Hier macht dieser Junge etwas sichtbar, was die christlichen Gemeinden in ihren Anfängen ganz entscheidend geprägt hat: Ihr Zusammenleben unterschied sich von allen anderen Gesellschaftsformen dadurch, dass sich hier jeder nur um den anderen kümmert. Die Angst, dabei zu kurz zu kommen, tauchte gar nicht auf, weil jeder ganz selbstverständlich auch davon ausgehen durfte, dass die anderen um ihn besorgt sind, wenn es nötig ist. Auf diesem Hintergrund war es tatsächlich möglich, alles zu investieren, alles ohne irgendeinen Vorbehalt. Diese beiden sich ergänzenden Elemente gilt es gut im Blick zu behalten, denn die sind untrennbar miteinander verbunden.

Genau das schildert auch die Apostelgeschichte (z.B. Apg 2,44-46) sehr ausführlich, und lässt dabei aber auch deutlich erkennen, dass dafür das regelmäßige „Brotbrechen“, die Feier der Eucharistie als Quelle dafür eine ganz entscheidende Voraussetzung war. Denn genau hier wurde die vertrauensschaffende Nähe des Herrn immer wieder neu zu einer erlebbaren, und damit wirksamen Realität.

Wenn wir jetzt anfangen zu überlegen, wie wir denn diese Lebensweise der Urkirche in unsere Zeit heute übertragen können, dann stoßen wir auf Ratlosigkeit. Das liegt nicht nur daran, dass sich die Lebensverhältnisse heute radikal verändert haben; viele elementaren Grundbedürfnisse sind heute institutionalisiert.

Das gibt es noch etwas anderes: Wir verfügen nicht über diese Intensität einer Gemeinschaft, die das Risiko eines unbeschränkten Einlassens ergänzt durch die Gewissheit, von den anderen bei Bedarf aufgefangen zu werden. In der Folge werden alle unsere Bemühungen fast zwangsläufig begrenzt und reduziert auf mehr oder weniger vereinzelte Aktionen.

Gemeinden sind heute so groß, dass ein solch biblisches Miteinander gar nicht entstehen kann. Und daran ändern auch die ab 2026 noch größer werdenden Gebilde nicht das Geringste, weil bereits die bisher bestehenden dafür schon dafür viel zu groß sind. Soziologen haben einmal ausgerechnet, dass bei etwa 120 Personen eine Grenze ist, die für ein solch intensives Miteinander gilt, wie sie die biblische Lebensweise vom Reich Gottes erfordert.

Deshalb wird es für die Zukunft ganz entscheidend davon abhängen, dass – völlig unabhängig von aktuellen Strukturen – kleine Gemeinschaften entstehen, in denen das authentische Wort Gottes und die Feier der Eucharistie als unverzichtbares Zentrum seine göttliche Kraft in einem ganz neuen Miteinander entfalten kann. Genau so ging es ja auch schon damals los.